

Geist dieser, um ihn in ihrem Lehrgebäude nun weiter und weiter leben und schaffen zu lassen. Die Naturwissenschaft steckt — und noch dazu, ohne das zu wissen — bekanntlich selbst bis über die Ohren in Metaphysik.“ In einem ähnlichen Zusammenhang spricht der Verf. S. 249 den bemerkenswerten Gedanken aus, dass hier „eine interessante vergleichende Untersuchung der hypothetischen Fiktion in Mathematik und Naturwissenschaft einsetzen könnte, mit der sich eine eindringendere Beleuchtung und Aufklärung des Wesens der naturwissenschaftlichen Forschung einerseits, der mathematischen andererseits ergeben würde“.

Bei einer solchen Untersuchung würde der Verf. aber zwei fundamentale Fehler vermeiden müssen, welche er durchgängig in seinen Untersuchungen macht, und welche beweisen, dass er nicht zur vollen Klarheit durchgedrungen ist: Erstens, er müsste einen prinzipiellen Unterschied machen zwischen Hypothesen einerseits, welche zur Ergänzung der Thatsächlichkeit nicht bloss notwendig sind, sondern auch *causae verae* treffen wollen, resp. das nicht gegebene Thatsächliche aus dem wirklich gegebenen Thatsächlichen ergänzen, und andererseits zwischen Fiktionen, welche nur dazu dienen, das Thatsächliche mit erdachten Hilfsbegriffen zu umspannen. Vgl. hiergegen 449 450 Anm. Auf Dreyers Standpunkt muss dieser Unterschied wegfallen. Es ist ein Hauptmangel des Verfassers, dass ihm dieser Unterschied nicht zum Bewusstsein gekommen ist. Es sei hier nur verwiesen auf die Bemerkungen in der Anmerkung auf S. 248. — Ein zweiter Fehler ist folgender: Der Verf. spricht von Fiktionen im Sinne von Annahmen, welche mit dem Bewusstsein davon gemacht sind, dass sie Falsches enthalten, das aber zur Berechnung der Wirklichkeit zweckmässig ist, einerseits, und andererseits wird der Ausdruck Fiktion aber auch noch von ihm verwendet, ohne dass er auf diesen Doppelsinn aufmerksam macht, für falsche Annahme, welche unbewusst gemacht werden, oder auch ohne Bewusstsein ihrer Zweckmässigkeit zugleich und ihrer Falschheit. Er müsste sodann darauf aufmerksam machen, dass die Fiktionen im letztgenannten Sinne das Erste sind, was von uns unbewusst hervorgebracht wird, und dass dann derartige unbewusst entstandene Hilfslinien im Laufe der Zeit für den Forscher zu bewussten Fiktionen werden können. Thatsächlich hat der Verf. das eingesehen, wenn er es auch nicht vollständig deutlich formuliert hat. Er sagt wenigstens sehr treffend S. 496: „Durch die Illusionen des objektiv Festen und des dogmatisch so oder so einzig Möglichen musste die Entwicklung wohl führen. Die Meisterin der vitalen Zweckthätigkeit hatte diese festen Horizontumreissungen als provisorisches Gerüstwerk geschaffen. Unbewusst bedienten sich dieser Balken das Volk sowohl als auch der gelehrte Herr, bis die Weltverarbeitung allmählich die Höhen jener Allgemeinheit gewinnt, von denen aus der schwindelnde Blick hinabsieht auf die bekannten positiven Ausprägungen und materialen Realisationen innerhalb einer Mannigfaltigkeit noch weiterer Möglichkeiten, und wo vor den durchbrechenden Lichtbahnen der höher auf ihrer Bahn emporsteigenden Sonne des Intellektes die Gebilde des alten Begriffes der objektiven Realitäten und Wahrheiten sich auflösen und an ihrer Stelle sehen lassen perspektivische Fluchten des unbeschränkten Weltalls in diesem höheren, ‚geistig‘-phänomenalistischen Verstande dieses Wortes. Die Balken ‚der Wahrheit‘ können fallen, nun, wo der ‚menschliche Geist‘ das Schweben lernt in den freien Höhen.“

Halle a. S.

H. Vaihinger.

Löwenberg, Adolf. Fried. E. Benekes Stellung zur Kantischen Moralphilosophie. Berlin, Meyer & Müller, 1902. (104 S.)

Die von Löwenberg behandelte Frage wird jedem, der sich mit Benekes Ethik beschäftigt, nahe liegen; ein nicht geringer Teil der letzteren ist eine Polemik gegen Kant, und was Beneke in der Geschichte der deutschen Ethik seine bedeutende Stellung giebt, ist vor allen Dingen sein Versuch — in Opposition zu Kant und der Romantik — der Ethik

eine rein empirische Grundlage zu schaffen. Ohne eigentlich Neues hervorgehoben zu haben, hat Löwenberg das Verdienst, dass er dies auf zuverlässige Weise dargestellt hat, dass er zugleich verstanden hat, wie Kants Ethik tiefere Gedanken enthält als die im Aufbau seines Systems zum Vorschein kommenden, und endlich, dass er an entscheidenden Punkten gezeigt hat, wie gross die Entfernung ist zwischen dem, was Benekes Ethik auf Grundlage der Erfahrung zu erreichen beabsichtigte, und dem, was sie wirklich erreichte.

Die Kritik, die Beneke gegen die Methode und die Grundbegriffe des praktischen Systems Kants richtet, fällt bei der Untersuchung seiner Stellung zu Kants Ethik am leichtesten ins Auge. Dieselbe ist der Protest der gesunden Vernunft gegen Kants verwickelter metaphysisches System; Beneke verlangt eine empirische Ethik, die sich auf Untersuchungen der Natur des Menschen stützt, und die Polemik, die er von diesem Standpunkt aus gegen Kant führt, erscheint uns jetzt sehr richtig und sehr selbstverständlich; um Benekes Bedeutung aber auf rechte Weise zu schätzen, muss man eingedenk sein, dass er der erste war, der in Deutschland Kants ethisches System an allen Hauptpunkten einer systematischen Kritik unterwarf und zwar einer Kritik, die hier wirklich das entscheidende Wort sprach. Freilich ist es wahr, dass Beneke die grossen und bedeutungsvollen Gedanken nicht hervorhob, die in Kants ethischem Systeme den Hintergrund bilden, deren Schätzung dazu führen wird, Kant einen noch höheren Platz, auch in der Geschichte der Ethik, anzuweisen, als Beneke sich vielleicht dachte; hierbei ist aber zu bedenken, dass Beneke mitten im Kampfe stand, dass es seine Aufgabe wurde, Kants Fehler zu bekämpfen, nicht aber, das hinter allen Fehlern liegende und alle Fehler überragende Grosse geschichtlich zu schätzen. Einem gar zu nahe stehenden Beschauer fällt es oft schwer, das Grosse zu entdecken, und zu allen Zeiten werden Hegels Worte gelten: „die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug“; gerade in der Dämmerung darf man aber die Männer nicht vergessen, die den Streit des Tages auskämpften, die diesen mit solchem wissenschaftlichen Ernst und wissenschaftlicher Gründlichkeit führten, wie Beneke seinen Angriff gegen Kant.

Das Psychologisch-analytische und das Metaphysisch-konstruktive gehen bei Kant Hand in Hand; obschon man jetzt imstande ist, historisch die psychologische Grundlage zu finden, die für Kants Ethik entscheidend war, war für Kant selbst die Basis metaphysisch und die Methode rein konstruktiv. Als Grundlage betrachtet (der Emotionalismus) war das Gefühl für Kant das Irrationale, als Prinzip betrachtet (der Eudämonismus) das Egoistische; dass man methodisch auf psychologischem Wege in der Ethik zu einer allgemeingültigen Wertung gelangen könne, bezweifelte er, da die verschiedenen Neigungen stets verschiedene Wertung geben müssten; die Grundlage suchte er deshalb in der Form. Mit Recht hebt Löwenberg hier die Zweiseitigkeit des Apriorischen hervor (67). Der psychologische Ausdruck für die notwendigen Voraussetzungen der Erkenntnis ist der Begriff der Synthese, die Ausserung der Einheit des Bewusstseins; in der Ethik wird diese Einheit aber zugleich als die Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst real bestimmt, und das ethische Kriterium des allgemeingültigen Gesetzes wird deshalb rein formell eben die Allgemeingültigkeit des Gesetzes, die Erhebung der Maxime des Einzelnen zu einem universellen Gesetze (22). Dieser Kantische Formalismus, der wieder mit Kants scharfem Dualismus zwischen Moral und Natur in enger Verbindung steht, hat die Geschichte der deutschen Ethik stark beeinflusst; Verzweigungen desselben treffen wir bei J. G. Fichte, Schleiermacher und Herbart an.

Gegen Kant stehen hier aber zwei weit verschiedene Richtungen, deren Kritik von grossem Interesse ist. Aufs entschiedenste hat Hegel, darauf aufmerksam gemacht, dass Kants Kriterium ein durchaus unge-

nügendes ist (Rechtslehre § 135). Einen Inhalt habe Kants Ethik prinzipiell nur durch den Begriff der „Würde des Menschen“ und dadurch erlangt, dass die Form, homo noumenon, in der That sozial bestimmt sei. In seiner Kritik gerät Hegel aber durch eine Verwechslung der Gesichtspunkte und durch sein fortwährendes Streben, das Objektive gegen den Einzelnen und gegen die Überzeugung des Einzelnen zu behaupten, dahin, dass er auch Kants letztes, unwiderlegliches Prinzip der Ethik: Nichts ist gut als nur der gute Wille (Rechtslehre § 140), erschüttert. Mit Recht hielt die andere Richtung in der Geschichte der deutschen Ethik, die sich gegen Kants Formalismus kehrte, an diesem wichtigen Prinzip fest. Jacobi verfißt die Berechtigung des Gefühls gegen Kants ethische Form, die strengen Grundsätze, und in enger Verbindung hiermit die Relativität, die Bedeutung der individuellen Verschiedenheiten, und im Gegensatz zu Kants scharfem Dualismus zwischen Moral und Natur die Bedeutung der natürlichen Moral neben der durch Kampf erworbenen. Zu Jacobis Richtung gehörte Beneke anfänglich, und mit Recht macht Löwenberg darauf aufmerksam, wie grosse Impulse Beneke von Jacobi erhalten hat (28—31). Durch die „Physik der Sitten“ geht das fortwährende Streben — im Gegensatz zu Hegels fast gleichzeitiger „Rechtslehre“ — dem Einzelnen sein Recht und den individuellen Verschiedenheiten ihre ethische Berechtigung zu wahren. Kein anderer ist mit solcher Kraft wie Kant für die Persönlichkeit des Einzelnen eingetreten, die metaphysische Voraussetzung des Kantischen Persönlichkeitsbegriffes war aber die, dass die einzelnen Persönlichkeiten sich gleich seien, dass der Mensch als Ding an sich — wie dies auch in der theoretischen Philosophie die Voraussetzung für das Ding an sich war — konstant wirke. Dass die Menschen, tiefinnerst betrachtet, dasselbe wollten, dass das Gewissen oder der Vernunft-Wille sozial bestimmt sei, war die stillschweigende Voraussetzung für Kants ethische Metaphysik, und von diesem Standpunkt aus stellte er die Überzeugung des Einzelnen als das Höchste auf, übersah dabei aber, wie unendlich kompliziert die Natur der Menschen ist, wie grosse Berechtigung die individuellen Verschiedenheiten haben. Kant blieb bei den grossen, typischen Formen stehen, mit Recht behaupten Jacobi und Beneke die Berechtigung der unzähligen Abweichungen innerhalb dieser Formen.

Hier hat Löwenberg (vgl. 35) nun nicht bemerkt, dass gerade diese Behauptung — wie sonderbar es auch aussehen kann — Beneke zum Kantischen Formalismus zurückführt, natürlich nicht so, wie dieser in Kants definitiver metaphysischer Ethik vorliegt, nachdem er mit dem scharfen Dualismus zwischen Form und Stoff in Verbindung gebracht war, sondern so, wie wir ihn im zweiten ethischen Stadium, wo Kant noch wesentlich auf dem Boden der Erfahrung steht, finden, hauptsächlich repräsentiert durch das Reickesche Fragment (Lose Blätter aus Kants Nachlass I, 6). Von den individuellen Verschiedenheiten, den streitigen Gelüsten und Neigungen aus bezweifelt Beneke die Möglichkeit einer objektiven Wertung, weshalb er mit dem rein formalen Kriterium endet: gut ist, was mit dem Gewissen übereinstimmt („rein durch seine Wertgebung bestimmt zu sein“. Physik der Sitten, 175, 211—212). Die subjektive Betrachtung muss notwendigerweise zu diesem Prinzip als dem letzten führen; was nicht aus dem Gewissen, dem Zentralen des Bewusstseins, entspringt, das ist nicht gut, wie seine Wirkungen auch werden möchten, und bei jeder Wertung muss die Sanktion des Individuums die letzte werden. Es scheint hier auf einem Missverständnis zu beruhen, wenn Löwenberg polemisiert gegen „den Rigorismus der Benekeschen Ethik: dass diese nur dann ein Handeln als sittlich vollwertig gelten lässt, wenn dasselbe seinen Grund hat in dem bleibenden inneren oder unbewussten Seelensein (45—48). Das Bedeutende der „Physik“ ist — ausser der verschiedenen Behauptung der empirischen Methode — eben die Präzisierung des Begriffes „Wertgebung“. Jede ethische Wertung muss konsequent auf den Charakter, das Konstante und Bleibende des Bewusstseins zurück-

führen. Wir beurteilen eine Handlung nur als Ausschlag des Charakters; dies ist kein Rigorismus, sondern nur die Konsequenz, zu der jede psychologische Betrachtung des Ethischen führen muss. Eben das Verhalten zwischen dem Zentralen und dem Peripheren des Bewusstseins konnte mittels der quantitativ-psychologischen Methode Benekes klar präzisiert werden, und durch seinen Begriff der „Wertgebung“ erzielt er einen richtigeren und deutlicheren Ausdruck dessen, was Kant durch seinen Vernunft-Willen hervorheben wollte, der psychologisch in der That dasselbe ist wie „die Spontaneität“ des Reickeschen Fragments und wie das von der modernen Psychologie jetzt nur das Gewissen, der Charakter oder die ethische Seite der „realen Einheit“ des Bewusstseins (Höffding) Genannte. Von seinen Grundbegriffen aus bestimmt Beneke dies als „das den grössten Raum Einnehmende“; eine Psychologie, die nicht so viel wie die Benekesche quantitative Bilder anwendet, würde diesen vortrefflichen Ausdruck übersetzen durch: die Vorstellungen, die stärker gefühlbetont sind, die deshalb stets wieder im Bewusstsein zum Vorschein kommen, und mittels deren das Individuum sich selbst wiedererkennt. Löwenberg hat deswegen auch gewiss unrecht, wenn er einen Unterschied zwischen der „Physik“ und den „Grundlinien“ darin behaupten will, dass die Wertung in jener „die innere That“, in diesen „die bleibende innere Gesinnung“ zum Objekte habe (48); die „Wertgebung“ in der „Physik“ ist gerade der Ausdruck für „die bleibende innere Gesinnung“, auf die alle Wertung zurückzuführen ist, die Beneke aber zugleich einseitig als das einzige Kriterium des Guten aufstellt. Die rein subjektiv-psychologische Betrachtung, die mithin nur zum formalen Kriterium des Gewissens führen kann, ist durch eine objektive zu ergänzen, der reale Inhalt des Gewissens muss bestimmt werden. In der „Physik“ gelang dies Beneke nicht, weil er die Relativität so stark behauptete, in den „Grundlinien“ dagegen präzisiert er diesen Inhalt klar (man sehe die Beweisstellen im Archiv f. Gesch. d. Philos. XVI, 204–217, vgl. Jodl: Geschichte der Ethik II, 549). In der „Physik“ steht Beneke, von Jacobi beeinflusst, ähnlicherweise da wie Kant im Reickeschen Fragment; erst unter Benthams Einwirkung gelangte er über den Formalismus hinweg, stellte er das objektive Prinzip als das Wohlfahrtsprinzip auf und kritisierte nun Kant am entscheidenden Punkte, dem Eudaimonismus. Mit Recht erörtert Löwenberg den Unterschied zwischen Benekes und Benthams Ethik (43–44), doch glaube ich, dass er nicht mit genügender Klarheit gewahrt hat, welche grosse Bedeutung Benthams Einwirkung für Beneke erhielt, und dies hängt wieder damit zusammen, dass in der Darstellung an vielen Punkten eine schärfere Entwicklung der prinzipiellen Grundprobleme der Ethik zu wünschen gewesen wäre.

Es ist noch ein anderer Grund des Formalismus der „Physik“ hervorzuheben, nämlich Benekes eigentümliche psychologische Methode, und schon an diesem Punkte wird der Unterschied zwischen ihm und Bentham ein durchaus entscheidender. Benthams Ausgangspunkt und ganzes Interesse bewogen ihn, dem Psychologischen gar zu geringes Gewicht beizulegen, Beneke wollte thatsächlich seine ganze Ethik aus dem Psychologischen allein konstruieren. Einerseits giebt nun die quantitative Methode in der Psychologie in gar zu grossem Umfang ganz abstrakte Grundbegriffe, die als leere Schattenrisse dastehen, und mit denen man bei konkreten psychologischen und ethischen Untersuchungen unmöglich operieren kann, andererseits führt Benekes Sinn für individuelle Verschiedenheiten, seine Behauptung der Relativität hiermit im Verein zu Unklarheiten und zu einer kasuistischen Darstellung, deren grosse Linien sich nur schwer klar ziehen lassen. In seiner Methode erblickte Beneke aber nicht nur den Weg des weiteren Forschens, sondern auch zugleich einen Weg, auf dem man seiner Meinung nach mit derselben Sicherheit wie in der Mathematik Schritt für Schritt vorwärts gelangen könnte. Kant unterschätzte die Psychologie und strebte deshalb über die Erfahrung

hinaus, Beneke überschätzt auf dem Boden der Erfahrung in hohem Grade, was die Psychologie der Ethik zu gewähren vermag, und indem er — wie Locke in seiner theologischen Ethik die speziellen Regeln mathematisch deduzieren zu können glaubte — die Ansicht hegte, mittels seiner Methode zu mathematischer Gewissheit gelangen zu können, entging es seiner Aufmerksamkeit, dass er eigentlich, von einer ganz anderen Grundlage als der von Kant benutzten aus, einen ähnlichen Fehler begeht wie dieser selbst. Trotz seiner Behauptung der individuellen Verschiedenheiten erhielt seine Ethik ebenso wie die Kantische an vielen Punkten einen durchaus abstrakten und formalen Charakter. Mit Recht hebt Löwenberg hervor, in wie hohem Grade Beneke sein psychologisches System überschätzte, und wie wenig seine psychologische Methode in der Ethik genügte (15—18, 75—84).

Mittels seiner psychologischen Methode glaubte Beneke eine rationale Ethik, ein allgemeingültiges empirisches System erreichen zu können. Es wäre hier ein Anlass, Kant gewissermassen zu verteidigen, insofern sich sagen lässt, dass dies Beneke nicht gelang. Kant wollte eine objektive und allgemeingültige Ethik und verliess darum die psychologische Begründung, indem er, wie Löwenberg richtig bemerkt (81), in weit höherem Masse als Beneke die der Psychologie ihrer Natur nach anhaften Schwächen erblickte. Dass er selbst der Meinung war, von seiner metaphysischen Grundlage aus zu einer rationalen, allgemeingültigen Ethik gelangen zu können, war eine Illusion; ist Benekes empirische Ethik an diesem Punkte aber eigentlich viel günstiger gestellt als Kants Ethik? Es wird sich tatsächlich ebenso unmöglich erweisen, eine rationale Ethik zu erzielen, als den Punkt des Archimedes zu finden, von dem man die Erde bewegen könnte, denn jede Wertung wird von Menschen angestellt, und die psychologische Betrachtung führt gerade zu der Begrenzung der Ethik, dass die Überzeugung des einzelnen Individuums das Letzte werden muss. Eine Handlung kann dem Gewissen eines Menschen widerstreiten, und wird dann absolut verdammt; wer aber seinem Gewissen gehorcht, der ist ethisch unwiderleglich; jeder Mensch muss von seiner eigentümlichen Grundlage, von seiner eigenen „Wertgebung“ aus handeln und werten. Das letzte subjektive Prinzip der Ethik, die Sanktion des Gewissens, bezeichnet die Grenze der Ethik. Inkonsequent ging Beneke in der „Physik“ (siehe z. B. 214, 264) über diese Grenze hinaus, wo er an einzelnen Punkten, im Widerspruch mit einem eigenen Prinzip, das Gewissen selbst ethisch versteht. Man kann aber durch eine objektive Untersuchung, nachdem man psychologisch gewisse Grundtendenzen des Menschen hervorgehoben hat, den Ausdruck dieser Tendenzen z. B. im Wohlfahrtsprinzip finden, und zu bestimmen suchen, was man die ethische Idee und deren Stellung zur Wirklichkeit nennen könnte. Sehr richtig behauptet Beneke in den „Grundlinien“, wo auch das Objektive anzutreffen ist, ich könne das allgemeine Wohl fördern, ohne mir der Tendenz oder der Idee der Handlung bewusst zu sein (Löwenberg, 49); es muss ausser dem subjektiven Gesichtspunkte also noch einen anderen geben. Diesen Gesichtspunkt, dessen die „Physik“ ermangelte, präzisiert Beneke in den „Grundlinien“, ohne ihn jedoch mit seinem Ausgangspunkte recht in Harmonie bringen zu können, wiewohl er glaubt, in seinen 5 ethischen Kategorien gerade das allen Menschen gemeinschaftliche Psychologische gefunden zu haben. Die Schuld hieran ist in Benekes engem individual-psychologischem Standpunkte zu suchen; die genauere Untersuchung des objektiven Prinzips muss mittels der geschichtlichen Methode geschehen, namentlich durch die Entwicklung des Rechtes und der öffentlichen „Moral“. An diesem Punkte hätte Beneke noch mehr lernen können, nicht nur von Bentham, sondern auch von Kant und Hegel. Von Benekes Mängeln abgesehen, wird eine rationale, allgemeingültige Ethik jedoch nie auf dem Wege der Erfahrung — ebensowenig wie auf irgend einem anderen Wege — zu erreichen sein. Die psychologische Analyse

kann vielleicht irgend eine — mehr oder weniger bewusste — Tendenz nachweisen, die objektive Analyse vermag vielleicht zu zeigen, dass diese Tendenz im Laufe der Zeiten stärker geworden ist, dass die ethische Idee grössere Klarheit erlangt hat, — dennoch liegt die Grenze immer im Gewissen des Einzelnen, dennoch muss in letzter Instanz die Sanktion des Einzelnen das Entscheidende werden; was nun auch immer in der Welt wirklich werden mag, so muss doch stets jeder einzelne Mensch für sich entscheiden, ob dieses Wirkliche denn auch vernünftig ist. Etwas muss den Menschen gemeinschaftlich sein, sonst wäre keine objektive Ethik möglich; und dennoch — so viele Menschen, so viele Wertgebungen; nur wenn alle Menschen sich gleich wären, und es sich beweisen liesse, dass sie sich fortwährend gleich blieben, würde eine rationale, allgemeingültige Ethik möglich sein. Eine solche konnte Kant aufstellen, weil er glaubte, auf metaphysischem Wege zu diesem Gemeinschaftlichen und Allgemeingültigen gelangt zu sein, einen Ausdruck für homo noumenon gefunden zu haben, für das Absolute des Menschen, das über alle Relativität erhaben sei; Beneke hat aber nicht die grosse Begrenzung erblickt, die sein empirischer Standpunkt hier herbeiführen musste.

Hiermit in Verbindung möchte ich einen anderen Punkt in Benekes Beziehung zu Kant hervorheben, auf den Löwenberg sich nicht näher eingelassen hat, nämlich den tiefen persönlichen Unterschied in betreff der ethischen Grundanschauung der beiden Forscher. Im homo noumenon fand Kant das Gemeinschaftliche und Allgemeingültige; der Grund, weshalb er dieses behauptet, liegt aber gewiss zuguterletzt, was auch die nähere Ausführung seines ethischen Systems zeigt, in seinem tiefen Drange, die Persönlichkeit zu behaupten, für Menschenwert und Menschenrecht zu kämpfen. Darin besteht Kants Grösse, dass er trotz aller Metaphysik behauptete, der Einzelne sei das Letzte, dass er den letzten und einzigen Wert in dem guten Willen fand. Hinter Kants scharfem Dualismus, zwischen Moral und Natur liegt ein tiefer ethischer Gedanke; Kant übersah den Einzelnen nicht; als „empirischer Pessimist“ erblickte er die Werte als im Leben kämpfend, die Moral des Einzelnen als durch Kampf errungen — oft, indem alles geopfert wird. Trotz der Postulate der Religionsphilosophie, die thatsächlich mit dem kategorischen Imperativ im Widerspruch stehen, glaube ich, dass dieser Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem Kampfe des Einzelnen und dem Laufe der Welt das Grösste und Tiefste in Kants Ethik bezeichnet. Darin, dass der einzelne Mensch trotz aller und allem, das, was er für recht hält, zu behaupten und verfechten wagt, sah Kant den ewigen Adelsbrief des Menschengeschlechtes. Nur wenige haben hier Kant so gut verstanden und seine Ethik auf so grossartige Weise weiter geführt wie J. G. Fichte. Hegel gelangte erst, nachdem er in allen Akten seines grossen Dramas „Die Phänomenologie des Geistes“ den Einzelnen und dessen Recht vernichtet hatte, zu seiner stolzen Proklamation:

„Was vernünftig ist, das ist wirklich;
und was wirklich ist, das ist vernünftig.“

Gerade Beneke gegenüber liegt an diesem Punkte ein Grund vor, das Grosse der Kantischen Ethik hervorzuheben. Mit Recht kritisierte Beneke Kants Sonderung zwischen Moral und Natur, er legte aber keinen genügenden Nachdruck darauf, dass die Moral nur durch Kampf zu erringen ist (vgl. Löwenberg 28), er sah den tiefen Grundgedanken nicht, der hinter Kants Dualismus liegt, und er hat nicht verstanden, dass der kategorische Imperativ und die Freiheit bei Kant ein — in seiner Form freilich ungeeigneter — Ausdruck für das Recht des Einzelnen und ein Versuch waren, die Unabhängigkeit des Einzelnen von allem Aeusseren zu behaupten. Trotz seiner Behauptung der Relativität war Beneke geneigt, ebenso wie Shaftesbury, Hutcheson und Hume — denen er in den „Grundlinien“ an vielen Punkten nahe steht — eine gar zu grosse Harmonie der Natur mit der Moral herzustellen. Wie kein anderer hatte Kant Blick

für den grossen Konflikt des Lebens, während die Engländer und Beneke oft zu sehr bei den kleineren Konflikten im Leben verweilen. Wegen ihrer Behauptung dieser Harmonie, wegen ihres ethischen Ideals, der Harmonie unter den verschiedenen Affekten (Physik S. 168), steht Benekes Ethik, wie Löwenberg ganz recht andeutet (43), an vielen Punkten der griechischen nahe. Hier steht Beneke allerdings Bentham fern, aber Shaftesbury und Hume um so näher.

Es macht sich in Löwenbergs Schrift überhaupt der Mangel einer deutlicheren Schilderung des geschichtlichen Hintergrundes etwas fühlbar; viele prinzipielle Fragen würden sonst klarer hervorgetreten sein; vielleicht wären auch mehrere Eigentümlichkeiten der Benekeschen Ethik mehr zu ihrem Rechte gelangt. In Benekes Verhalten zu Kant verzweigen sich die Fäden weit mehr, als Löwenberg meines Erachtens es gewahrt hat. Obgleich Beneke in seiner Ethik gewissermassen stets wieder zu Kant zurückkehrt, indem er dessen strenge kritische Methode gegen Kants eigene Ethik in Anwendung bringen will, und obgleich er die Romantik eigentlich nur als eine Richtung Kantischer Epigonen betrachtet, die mitgetroffen werden, wenn er Kant trifft, die sich sonst aber von Kants richtigen Gedanken so weit entfernt hätten, dass sie keiner erheblichen Polemik wert seien, glaube ich doch, dass es an mehreren Punkten mehr Licht über Benekes Verhalten zu Kant verbreitet haben würde, wenn Löwenberg Benekes Beziehung zur Romantik mit in seine Untersuchung hineingezogen hätte. Besonders die Ähnlichkeit zwischen Beneke und Schopenhauer ist geschichtlich interessant. Zugleich würde dies Beneke den Hintergrund verleihen, der ihm gebührt, um das Grosse sowohl seiner Lehre als seiner Persönlichkeit klar zum Vorschein zu bringen. Benekes Grösse wird sich als mit seiner Begrenzung eng zusammenhängend erweisen. In der Geschichte der deutschen Philosophie ist seine Ethik eigentlich die der englischen am nächsten stehende — selbst wegen der Breite ihrer Form. Beneke bildet das bedeutungsvolle Bindeglied zwischen der deutschen und der englischen Ethik, er hat es wie wenige andere verstanden, von beiden Seiten wertvolle Gedanken aufzunehmen, und er steht da als der erste Vertreter der rein positiven Ethik in Deutschland seit Kant. Es trug zu Benekes Grösse bei, dass seine Tätigkeit in jene Zeit fällt; es wurde seine Aufgabe, für die objektive, streng wissenschaftliche Betrachtung in der Philosophie einzutreten gegen die von den grossen Persönlichkeiten getragenen genialen Dichtungen, gegen die Kunst der Philosophie bei den Heroen der Romantik. Der Weg, den Beneke zeigte, wurde der Weg, den die vielen einschlagen mussten; die Einzelnen, die Grossen der Romantik, wagten es, den Himmel selbst zu stürmen; auch diesen Geringeren, wiewohl augenblicklich weniger Beachteten, die sich an der Erde halten und hier der Wissenschaft den Weg zu bahnen suchen, kommt aber auch eine Bedeutung zu. Schopenhauer nennt Beneke verächtlich „einen armen empirischen Teufel“, und doch ist es gerade dessen grosses Werk, dass er trotz Verhöhnung und Nichtachtung unerschütterlich daran festhielt, dass der Weg der Erfahrung in der Wissenschaft der einzige sichere ist. Den Weg, den jetzt alle Psychologen und Ethiker betreten, behauptete Beneke wider die herrschende, romantische Richtung der damaligen Zeit; seine unbestechliche Redlichkeit und Treue in diesem Kampfe verleihen seinen Werken ihr grosses geschichtliches Interesse und umgeben zugleich sein Leben mit einem tragischen Schimmer. In seinem Kampfe stand Beneke da als ein einsamer Mann, als Feind der mächtigen Hegelschen Schule, von Altenstein der *venia legendi* beraubt, von den Herbartianern des Plagiats bezichtigt, von Schopenhauer auf ungerechteste Weise verhöhnt. Während der Blütezeit des Hegelianismus erlitt er dasselbe Schicksal wie Schopenhauer; letzterer sah aber in seinem hohen Alter die Frucht seines Lebenswerkes reifen und genoss eines Weltrufes, während Beneke der einsame, unbeachtete Forscher blieb, der jedoch der Wissenschaft alles opferte und im

Glauben an das Recht seiner Sache unverdrossen weiter kämpfte, bis der Missmut schliesslich seine optimistische, arbeitsame Natur überwältigte. Wie Benekes Philosophie, besass auch seine Persönlichkeit die grosse Eigenschaft, dass es ihr nur auf die Sache, nie auf die Person ankam. Was in seiner Wissenschaft zum streng sachlichen Verfahren wurde, war schliesslich in seinem innersten Wesen begründet, in der Persönlichkeit, für die stets nur die Sache, nie aber sie selbst das Ziel war, und die sogar stets zu vermeiden suchte, was eigentümlich und persönlich sein könnte. Hier liegt nun auch seine Begrenzung; obschon wenige andere die individuellen Eigentümlichkeiten so kräftig verfochten haben wie gerade er, erhält seine nähere Entwicklung eben hierdurch ein abstraktes und unpersönliches Gepräge, und dies musste auch seiner Stellung zur Romantik seine Farbe geben. Seine Einseitigkeit in dieser Beziehung tritt am klarsten vielleicht in seiner Beurteilung J. G. Fichtes hervor (vgl. Gramzow S. 78—83); von Benekes Standpunkt aus erscheint Fichtes gewaltige Persönlichkeit als ein Usurpator, der in der Philosophie nur das: *Sic volo, sic jubeo!* seines eigenen Ich setzte. Er sah nicht, dass das Tiefinnerste dieser Persönlichkeit die Liebe zur Sache war, die Sache, die im eigentlichen Sinne ein Teil der Persönlichkeit geworden war. So wie es ihm oft auch in seiner Polemik gegen Kant erging, zerbrach er die Schalen — und zwar gründlich, — liess mitunter aber die Kerne liegen. Trotz alledem wird Beneke aber noch bei weitem nicht hinlänglich geschätzt, und es ist deshalb jede Schrift über ihn mit Freuden zu begrüssen, die wie die vorliegende allen Parteien ihr Recht wiederfahren zu lassen sucht, denn gerade dies ist ganz im Sinne Benekes, und gerade hierdurch wird ihm am sichersten der Platz angewiesen, der ihm gebührt. Schliesslich erwähne ich nur zwei untergeordnete Punkte in Löwenbergs Schrift, die mir hier kritische Erinnerung zu verdienen scheinen, weil sie Kant betreffen. Kants spätere Stellung zum Eudaimonismus betrachtet Löwenberg als die eines Renegaten, der am leidenschaftlichsten bekämpft, was einst seine Überzeugung war (59). Diese Auffassung beruht auf ungenügender Kenntnis der interessanten Entwicklung der Kantischen Ethik, in welcher durch alle Stadien hindurch ein enger innerer Zusammenhang der Grundgedanken sich nachweisen lässt. Löwenberg hat, wie hervorgehoben, an vielen Punkten mit Recht Beneke kritisiert, ich möchte aber entschieden behaupten, dass Beneke in der Frage nach dem Verhalten des homo nomenon zur Kausalitätskategorie gegen Kant und Löwenberg (88—89) recht hat. Eine genauere Untersuchung von Benekes Kritik der Kantischen Erkenntnistheorie ist eine Aufgabe, die an vielen Punkten grosses Interesse darbieten würde.

Kopenhagen.

Anton Thomsen.

Boucher, M. *Essai sur l'hyperespace, le temps, la matière et l'énergie.* Paris, F. Alcan. 1903.

Wenn eine Lehre dadurch an Richtigkeit gewinnen könnte dass man sie recht oft wiederholt und sie in recht vielen Schriften, behandelt, so müssten die Gespinnste des „Überaumes“, der Nicht-Euklidischen Raumformen bereits zu dem sichersten Bestande unserer Erkenntnis gehören. Leider steht die grosse Zahl populärer und philosophischer Aufsätze (von den speziell mathematischen sehe ich natürlich ab) über die Pangeometrie nicht im Einklang mit der recht geringen Produktion neuer Gedanken, so dass man immer noch auf Gauss, Riemann und Helmholtz hinweisen muss als diejenigen, welche dem neuen Gebäude den philosophischen Grund zu geben versuchten. Zwar hat die Psychologie teilnehmend die gestellten Fragen angehört und scheinbar günstige Antwort gegeben; prüft man aber näher, so bemerkt man, dass sie es vorsichtig vermeidet, den wunden Punkt zu berühren, dass die Hauptentscheidung nicht in ihrer Macht steht. Sie erzählt uns sehr viel Schönes von den räumlichen Vorstellungen und deren Entstehung, aber nichts über den Raum-begriff, welcher der Geometrie zu Grunde liegt, sie beschreibt uns das